



Pieter Bruegel der Ältere
Misanthrop

um 1568, 88 x 85 cm,
Tempera auf Leinwand,
© Museo Nazionale di
Capodimonte, Neapel



Pieter Bruegel der Ältere
Misanthrop

Ausschnitte aus dem Gemälde

Edith Kürpick FMJ | Köln

geb. 1967, Priorin der Monastischen Gemeinschaft der Schwestern von Jerusalem, Köln

schwestern.koeln@jerusalemgemeinschaften.de



Ungeteilt beim Herrn

Annäherung an ein mögliches Missverständnis

Man könnte meinen: Da ist etwas zerbrochen. Wie ein Spiegel, der unmerklich unseren Händen entglitten ist und plötzlich auf dem Boden in viele Glasscherben zersplittert. In jeder noch so kleinen spiegelt sich ein Bruchteil unserer selbst wider – aber das Ganze, den Zusammenhang haben wir nicht mehr im Blick.

Als Kinder unserer Zeit sind wir auf vielerlei Weise simultan unterwegs. Das suggeriert zunächst einmal hohe Flexibilität und multi-optionale Freiheit. Parallele Lebenswelten schieben sich, wenn auch oft nur medial vermittelt und ein paar Sekunden lang, übereinander und konkurrieren um unsere Aufmerksamkeit. Wir tanzen wie selbstverständlich auf mehreren Hochzeiten gleichzeitig. Nicht unbedingt um ein goldenes Kalb. Aber wer könnte ehrlicherweise von sich behaupten, *ungeteilt* zu sein?

Damit einher geht ein diffuses Gefühl des Unbehagens, oder besser gesagt: einer seltsamen Mischung aus Faszination und instinktiver Abwehr gegenüber allem, was sich in irgendeiner Weise als Lebenskonzept oder Weltanschauung unter radikalen Vorzeichen präsentiert. Zu groß scheint die Nähe zu religiös-politischem Radikalismus und aggressivem Fanatismus; zu stark die Befürchtung, die Andersartigkeit könne bedroht und totalitär vereinnahmt werden. „Ganz und gar“ klingt vielen irgendwie verdächtig. Paradoxerweise gibt es dennoch einen verwandten und fast durchweg positiv besetzten Begriff, der heute geradezu inflationär gebraucht wird: Ganzheitlichkeit. Mit allen Sinnen, mit Geist, Leib und Seele soll *ganzheitlich* gelebt, gedacht, geheilt, gelernt werden; der Mensch eben nicht segmentiert, geteilt oder gar abgespalten. Ganz so neu ist die Idee nicht. Sie hat schon seit langem mit Gott zu tun.

Geh vor mir her und sei ganz¹

Wenn die Bibel auf ihren allerersten Seiten erzählt, dass der Schöpfer die Gestirne erschuf und an das Himmelsgewölbe setzte, ist die Aussage klar: Diese sind keine Götter. „ER unser Gott, ER Einer“², so die revolutionäre Offenbarung des Ersten Testaments. Vor diesem Einen schwingt im Beten Israels wie von selbst das ganze Gewicht der Asymmetrie mit: „Seh ich den Himmel, (...) Mond und Sterne, die du befestigst: Was ist (...) des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Doch noch im gleichen Atemzug wird eine unerhörte Nähe besungen: „Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott“ (Ps 8,6). Das ist mindestens ebenso revolutionär. Der eine, erhabene Gott setzt anderes ins Leben, lässt Vielfalt in hoher Würde neben sich bestehen, ja mehr noch, wendet sich ihnen, den Vielen in seinem Volk, mit Hingabe zu: „Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb (...). Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen“ (Hos 11,1–4). Der „Ich bin, der ich bin“ (Ex 3,14) wird erfahren als der *Ich-bin-für-euch-da*, ganz und gar, für dich, für euch, aber auch für alle Nachkommen Abrahams, die so zahlreich sein werden wie die Sterne am Himmel (Gen 15,5). Das ist eine absolut engagierte und zugleich freisetzende Zusage. Denn sie entmündigt nicht, sondern ruft zur wachen und antwortenden Entscheidung: Wem wollt ihr dienen? Wenn ihr aber den Herrn erwählt, „schafft die fremden Götter ab, die noch bei euch sind, und neigt eure Herzen dem HERRN zu, dem Gott Israels“ (Jos 24,23). Dahinter steckt eine uralte Gewissheit: Der Mensch kann Gott dienen. Er kann aber auch Götzen dienen. In jedem Fall dient er. Gott kann die Grundausrichtung eines menschlichen Lebens sein. Er kann sie aber auch nicht sein. In jedem Fall richtet sich das Leben eines Menschen aus. So bleibt die große, alles entscheidende Frage: Welche Richtung will ich meinem Leben geben? Sicher (und wie wunderbar!), es gibt so viele Wege zu Gott, wie es Menschen gibt³. Aber nicht alle Wege führen zu ihm. Wohin also neigt sich mein Herz, in welche Richtung hört es? Woran macht sich mein Lebensanker fest, an welche Gebote docke ich an? Zu welcher Freiheit weiß ich mich befreit: einfach zu tun, was ich will, oder wirklich zu wollen, was ich tue? Und, damit eng verbunden: Welches Gottesbild habe ich verinnerlicht? Welchem Gott gebe ich Macht über mich? Wem und welcher Sache will ich wirklich frei dienen?

Für die Bibel steht außer Frage, dass es keinen anderen Gott gibt außer dem HERRN. Und der ist kein Konkurrent menschlicher Liebe und irdischer Lebensvollzüge, sondern Garant ihrer Größe. Denn wer in seiner Nähe lebt, hat von

1 Gen 17,1; vgl. *Die fünf Bücher der Weisung*. Verdeutscht v. M. Buber u. F. Rosenzweig. Heidelberg 1981, 44.

2 Dtn 6,4, in: ebd., 494.

3 Vgl. J. Ratzinger / Benedikt XVI., *Salz der Erde. Christentum und katholische Kirche im neuen Jahrtausend. Ein Gespräch mit P. Seewald*. München 2005, 8.

ihm her einen Maßstab und eine Hoffnung, wie das geht: leben, sterben, nie-mandes Sklave oder Sklavin sein, nicht dumpf ins Leere dahindümpeln, sondern sich ausrichten und sich dafür entscheiden, nicht weniger zu sein, als man tatsächlich ist. Der Maßstab fordert heraus, die Hoffnung gibt Halt – so als wollte Gott den Menschen daran hindern, zu früh und nur bei einem Bruchteil seiner selbst stehenzubleiben.

Die große Einladung aber, die schon an Abraham erging, bleibt über jeden und jede ausgesprochen: „Geh vor mir her und sei ganz!“ Ein lebenslanger Weg, der nicht nur an diesem Gott wachsen lässt, sondern sich ihm auch radikal zumutet. Ein Weg, auf dem nichts peinlich ausgespart oder eingeklammert werden muss, was möglicherweise so unvollkommen und unförmig aussieht, vielleicht sogar schuldig oder schlichtweg inkompatibel erscheint. Das alles hat seinen Platz auf dem Weg hin zur Gottesliebe: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft“ (Dtn 6,5). Ohne Abstriche und auch nicht schöngefärbt, einfach ungeteilt und mit Haut und Haar. Auch wandelbar. Aber in jedem Fall unterwegs zu Gott.

Nicht trennen, was Gott geeint hat

Hinter diesen Anspruch geht auch Jesus nicht zurück. Doch er geht noch weiter. Als er eines Tages nach dem wichtigsten Gebot im Gesetz gefragt wird, ist nicht das Erstaunliche, dass er die alles umfassende Liebe zu Gott an die erste Stelle setzt. Auch nicht, dass er die Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst eigens erwähnt. Beides findet sich schon im Ersten Testament. Das umwerfend Neue besteht in dem Gleichheitszeichen, das er zwischen beide Gebote setzt: „*Eben-so wichtig* ist das zweite“ (Mt 22,39). Der Allerhöchste, den Israel auf seinem langen Weg und trotz aller Fremdheit als so nah erfahren hat, offenbart sich in Jesus Christus als der selbst *Mensch* Gewordene. Wenn es irgendwo auf Erden Ganzheitlichkeit gegeben hat, dann wohl in seiner Person: ganz Mensch und ganz Gott. Seitdem vollzieht sich Gottesbegegnung unvermischt und ungetrennt als Menschenbegegnung. Dahinter können auch wir nicht mehr zurück. „Unsere Menschenliebe ist das Maß unserer Gottesliebe“⁴ (Edith Stein). Wer in dieser Welt wo und wann auch immer Hungrigen zu essen gibt, gibt *ihm* zu essen (Mt 25,40). Wer aber auf seinem geistlichen Weg beides heimlich oder offenkundig auseinanderzudividieren versuchte, würde sich in die gefährliche Nähe dessen begeben, den die Schrift als den großen Spalter bezeichnet. Sein griechischer Name ist bekannter: *diabolos*.

4 E. Stein, *Das Weihnachtsgeheimnis. Menschwerdung und Menschheit* (1931), in: *Edith Stein Gesamtausgabe* (= ESGA) 19: *Geistliche Texte I*. Freiburg i. Br. u.a. 2009, 8.

So bleibt die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe als erstem Gebot die Folie, vor der alle anderen Gebote und Mahnungen zu verstehen sind. Auch die Worte Jesu, in denen es offensichtlich um eine Reihenfolge geht. Etwa in seinem beunruhigenden Gleichnis von der Einladung zum Festmahl und den reihenweise vorgebrachten Entschuldigungen, dem Gastmahl fernzubleiben (Lk 14,16–24). Schwerwiegend ist in dieser Geschichte nicht die peinliche Unhöflichkeit der Antwortenden. Auch nicht der Umstand, sich einen Acker und Ochsespanne zu leisten oder zu heiraten. Das Fatale besteht hier darin, den eigenen Lebensalltag nicht mehr in einem größeren Zusammenhang zu sehen, ihn nicht mehr in die Gegenwart Gottes zu stellen. Im entscheidenden Moment das Wesentliche mit dem Dringlichen zu verwechseln – halb schläfrig, stark überbeschäftigt oder auch glasklar entschieden. Auf seinem Besitz festzusitzen und im Eigenen aufzugehen; nicht mehr in größerer Tiefe und Weite zu atmen und vom Vorletzten die Erfüllung zu erhoffen, die im Letzten nur Gott geben kann.

Umgekehrt kann es genauso geschehen: Der Priester und der Levit im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die an dem Zusammengeschlagenen vorbeigehen (Lk 10,30–37), unterliegen dem gleichen Irrtum der Verwechslung, denn die Sorge um ihre kultische Reinheit vor Gott lässt keinen Platz mehr für einen Dienst am Nächsten, bei dem sie sich ja die Hände schmutzig machen könnten. Auch für Jesus gibt es eine Zeit, Gott Dankopfer darzubringen. Aber es gibt ebenso eine Zeit, die Opfergabe vor dem Altar liegenzulassen und sich zuerst mit dem Bruder, der Schwester zu versöhnen (Mt 5,24). Gott mutet uns zu, die Reihenfolge zu unterscheiden. Man kann sich in der Tat die Nächsten auf fromme Weise vom Leib halten. Man kann sich hoch engagiert aber auch Gott vom Leib halten. Bestürzend ist in beiden Fällen das gleiche: Es „darf keinen Abbruch und keinen Aufbruch mehr geben. Gott darf nicht neu sein, nicht anders. Das wäre Unsicherheit in einem Bereich, wo es an die Wurzel geht.“ Und dennoch: „Die Wirklichkeit ist im Jetzt, Gott ist im Jetzt.“⁵ Darin mit beiden Beinen, offenen Augen und ganzem Herzen zu stehen, sich von diesem „Gott im Jetzt“ je neu anfragen zu lassen und sich ihm zu stellen, das ist die große Herausforderung, letztlich für alle und für jeden Lebensstand. Das geht mit Sicherheit an die Substanz. Und an die Wurzel.

Der vermeintlich bessere Teil

Es gibt mit Blick auf die katholische Welt des Christentums auch heute noch mindestens drei tief verwurzelte, scheinbar unausrottbare Missverständnisse, die wohl miteinander verbunden sind und die, zugegeben, ihre Wirkungsgeschichte auch manchen inadäquat gedeuteten Bibelversen, apokryphen Schriften oder

5 H. Spaemann, *Er ist dein Licht. Meditationen für jeden Tag*. Freiburg i. Br. u.a. 1992, 74.

dem einen oder anderen Kirchenvater verdanken: Das Geistige sei erhabener als das Leibliche, die Kontemplation wertvoller als die Aktion, der geistliche Stand der Zölibatären ehrwürdiger als das gemeinsame Leben der Eheleute. In allen drei Fällen liegt das Problem bereits im Komparativ. Und in der damit einhergehenden, oft stillschweigenden Überzeugung, mehr oder weniger gottgefällig und in Himmelsnähe zu sein – je nachdem, auf welcher Seite man sich befindet. Inwieweit vorchristliche philosophische Prämissen in dieses dualistische Denken hineinreichen, sei dahingestellt. Doch scheint im Rahmen der kanonischen Schriften Paulus selbst dafür im 1. Korintherbrief die Steilvorlage zu bieten: „Der Unverheiratete sorgt sich um die Sache des Herrn; er will dem Herrn gefallen. Der Verheiratete sorgt sich um die Dinge der Welt; er will seiner Frau gefallen. So ist er geteilt“ (1 Kor 7,32 ff.). Und so, könnte man achselzuckend schlussfolgern, sind dann auch die Gläubigen geteilt. Auf dem Weg zu Gott fährt man eben 1. oder 2. Klasse, und den Fahrschein der ungeteilten Christusliebe besitzt halt nur eine kleine, feine Minderheit!

Wenn man sich die Mühe macht, ein wenig genauer hinzusehen, ergibt sich ein etwas anderes Bild.⁶ Mit der einen Taufe stehen beide, Verheiratete wie Unverheiratete, auch nach Paulus unter dem Prinzip einer unveräußerlichen *Gottesbeziehung*. Der Anspruch, ja, die *Radikalität* der Nachfolge, die daraus resultiert – Gott mit ganzer Kraft und ungeteiltem Herzen zu lieben, ihm zu gefallen und für sein Wirken transparent zu sein – ist durch keine Lebensform automatisch garantiert⁷; sie ist auch an keine Lebensform delegierbar, so dass eine andere davon dispensiert wäre. Ebenso stehen beide, Eheleute wie Zölibatäre (und selbst noch die völlig Zurückgezogenen), in einer je eigenen *Weltbeziehung* und erfahren in dem Maß, wie sie sich am Glauben orientieren, diese Zeit in ihrer Not und Fremdheit als Spannungsverhältnis: „Wer vom Heiligen Geist erfasst ist und im Geist Jesu lebt, spürt auf Schritt und Tritt die Andersartigkeit der Welt.“⁸ Ausgespannt zwischen diesen beiden Koordinaten bleibt eine Antwort darauf grundsätzlich niemandem erspart. Mehr noch, an dem Punkt, an dem sich Gottes- und Weltbeziehung begegnen, ergibt sich immer ein Kreuz. Bei allen – doch auf unterschiedliche Weise und in anderer Zeichenhaftigkeit. Für diejenigen aber, die sich in einer Beziehung engagieren, vielleicht auf eine noch spürbarere Art, „weil sie durch die Beanspruchung in der Familie und die Bindung an einen anderen Menschen eine zusätzliche Last zu tragen haben, die es ihnen schwerer machen kann, dem Anruf des Geistes zu folgen (...), oder weil sie in

6 Vgl. im Folgenden die aufschlussreiche Studie von N. Baumert, *Frau und Mann bei Paulus. Überwindung eines Missverständnisses*. Würzburg 1992, 87 ff.

7 Anderes suggeriert z.B. das Gabengebet der Messe um Ordensberufe, wo es in Anlehnung an das Jesuswort vom schmalen Weg heißt: „(...) erhöere unser Gebet für alle, die sich entschlossen haben, auf dem schmalen Pfad des Ordenslebens deinem Sohn nachzufolgen“, in: *Messbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes*. Freiburg i. Br. 2005, 1060.

8 N. Baumert, *Frau und Mann bei Paulus*, 91 [s. Anm. 6].

Not und Verfolgung immer auch zugleich eine zusätzlich belastende menschliche Verantwortung für Partner und Familie tragen“⁹. Das Geteilt-Sein, von dem Paulus an dieser Stelle spricht, bedeutet demnach keine Trennungslinie zwischen Christus und dem/der Ehepartner(in), sondern das fast zwangsläufige Zerrissenwerden durch die vielen Dinge, Ansprüche und Sorgen, die die Bindungen in dieser Welt nun einmal mit sich bringen.¹⁰ Paulus geht es hier eben nicht darum, zwei christliche Lebensstände in ihrem Wert zu vergleichen und gegeneinander auszuspielen, sondern sie jeweils auf die allen gemeinsame notwendige Grundhaltung zu verpflichten, die allein der Taufgnade gerecht werden kann: sich so „um die Sache des Herrn“ bzw. „um die Dinge der Welt zu sorgen“ – oder wertfreier: sich so mit ihnen *zu beschäftigen*¹¹ –, dass die existenzielle Verankerung in Christus in allen Lebensdimensionen aufleuchtet.

Das bedeutet einerseits, sich eine kritische Distanz zur Welt und eine innere Freiheit zu bewahren, die sich von nichts und niemandem vereinnahmen lässt, und andererseits, sich der Herausforderung zu stellen, alles Geschaffene *in Gott* zu lieben¹², seine Gegenwart „in allen Dingen zu suchen“¹³ und so im Umgang mit den Gegebenheiten dieser Welt Gott zu gefallen. In welchem Lebensstand ein Mensch sich auch verorten mag – immer spricht Christus ihn auf neue Weise in seiner menschlichen Liebesfähigkeit an. Die um des Himmelreiches willen Unverheirateten werden durch eine entscheidende Leerstelle in ihrem Leben zu einem Realsymbol dafür, dass alles Geschaffene auf Gott hin wohltuend relativ ist und die ganzheitliche, die Geschlechter transzendierende Erfüllung in Gott noch leidvoll aussteht. Die Getauften, die das Charisma der Ehe empfangen haben, werden zu einem lebendigen Zeichen dafür, dass sich der ewige Bund der Liebe zwischen Gott und Mensch – von dem Jesus übrigens nur in Bildern der Hochzeit und nicht der geschlechtlichen Enthaltsamkeit redet –, dass dieser Bund schon jetzt in der liebenden Beziehung der Eheleute bruchstückhaft geglückt und realpräsent, aber auch schmerzhaft unvollendet erfahrbar wird. *Schon – noch nicht ...* Dieses Grundmuster christlicher Existenz durchzieht alle Lebensstände und bewahrt sie vor Selbstüberschätzung und Selbstüberforderung. Nur gemeinsam, *ungeteilt* stellen sie Christus dar und gelangen „zum vollkommenen Menschen, zur vollen Größe, die der Fülle Christi entspricht“ (Eph 4,13). Nur gemeinsam lernen sie, „dass es nur eine Liebe gibt: Wer Gott umarmt, findet in seinen Armen die Welt; wer das Gewicht Gottes in seinem Herzen empfängt, empfängt auch das Gewicht der Welt.“¹⁴

9 Ebd.

10 Vgl. ebd., 98.

11 Vgl. ebd., 97.

12 Vgl. Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen* (DWA II). Würzburg 2006, 127 (GÜ 316).

13 Ignatius von Loyola, *Briefe und Unterweisungen* (DWA I). Würzburg 1993, 350.

14 M. Delbröl, *Deine Augen in unseren Augen. Die Mystik der Leute von der Straße*. München u.a. 2015, 185.

Das eine Licht der Taufe leuchtet facettenreich auf im Prisma unzähliger Lebensfarben. Doch so leuchtet Licht nur, wenn es gebrochen wird. Auch die ungeteilte, alles umfassende Liebe dessen, der ganz Gott und ganz Mensch ist, leuchtet nur, wenn sie geteilt wird. Jesus ist diesen Weg gegangen. So kann auch ungeteilte Nachfolge nur im gleichen Modus geschehen: gebrochen und geteilt.

... dann brach er das Brot und reichte es

Nicht erst beim letzten Mahl Jesu, bereits bei der Brotvermehrung begegnen die Jünger der Geste des Brotbrechens für die Vielen. Was am Abschiedsabend zum größtmöglich verdichteten Zeichen der Hingabe wird, spiegelt sich schon bruchstückhaft in der Gabe wider, in die sie selbst mit hineingenommen sind: „Gebt *ihr* ihnen zu essen!“ (Mt 14,16) Zu allen Zeiten hat das Brot der Jünger(innen) Jesu seinen Sinn im Teilen. Gabe steht immer im Horizont der Selbstgabe, wenn auch oft nur fragmentarisch. Aber es kommt letztlich „wohl nur darauf an, ob man dem Fragment unseres Lebens noch ansieht, wie das Ganze eigentlich angelegt und gedacht war“¹⁵. Dieses Ganze im Blick zu behalten, gebrochen zu sein, aber nicht zerbrochen, geteilt und dennoch ungeteilt, „auf der Erde zu stehen, über die schmutzigen und rauen Wege dieser Erde zu gehen und doch mit Christus zur Rechten des Vaters zu thronen, mit den Kindern dieser Welt zu lachen und zu weinen und mit den Chören der Engel ohne Unterlass Gottes Lob zu singen, das ist das Leben des Christen, bis der Morgen der Ewigkeit anbricht“¹⁶. Eines ist gewiss: Die Fülle dieser Ewigkeit wird immer Spuren in sich tragen, die von der gebrochenen, geteilten und verschenkten Liebe erzählen. Wie die Wunden am verklärten Leib des Auferstandenen.

15 D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*. Gütersloh 1972, 121.

16 E. Stein, *Kreuzesliebe. Einige Gedanken zum Fest des hl. Vaters Johannes vom Kreuz* (1933), in: ESGA 20: *Geistliche Texte II*. Freiburg i. Br. u.a. 2007, 113.